Unzertrennlich

Seit ihrer Schulzeit in Dresden sind Lutz und Manfred Freunde. Nie haben sie mehr als einen Kilometer entfernt voneinander gewohnt, auch nicht nach ihrer Flucht in den Westen. Trotzdem denken sie heute sehr unterschiedlich über Deutschland. Warum?

VON ELISABETH KAGERMEIER

Es ist spät am Abend im September 2019, als Manfred Rachel plötzlich sagt: „Dieses Land ist kaputt.“ Er sitzt mit seinem besten Freund Lutz Quester am Esstisch in seiner Wohnung in Nürnberg vor zwei Flaschen Bier und den Überresten von zwei Brathähnchen. Oft reden sie nicht über Politik, aber jetzt, wo eine Reporterin gekommen ist, um über ihre ungewöhnliche Freundschaft zu schreiben, beginnt Manfred davon zu erzählen, dass er sich die D-Mark zurückwünscht und das Deutschland aus den Achtzigern, als er in den Westen ging. Dass ihm die offenen Grenzen nicht gefallen. Lutz sagt: „Ich weiß nicht, was in den Achtzigern besser gewesen sein könnte.“ Das Land war geteilt, ihre Heimat Dresden und die Wahlheimat Nürnberg waren durch eine Mauer getrennt. Im Hintergrund dudelt Meditationsmusik, aber die Stimmung ist das Gegenteil von entspannt.

Lutz Quester, 61, und Manfred Rachel, 63, sind beste Freunde seit der Schulzeit in Dresden. Nie haben sie – bis auf eine kurze Ausnahme – mehr als einen Kilometer voneinander entfernt gewohnt. Doch warum blicken sie heute so unterschiedlich auf die Bundesrepublik, ihr früheres Sehnsuchtsland, in das sie beide geflohen sind? Warum haben sie aus der fast gleichen Vergangenheit so unterschiedliche Schlüsse gezogen? Warum ist der eine zufrieden und der andere enttäuscht? An diesem Abend am Esstisch von Manfred entsteht ein Plan: Sie werden gemeinsam nach Dresden zurückkehren, um zu verstehen, was sie verbindet. Und was sie trennt.

Mehr als 100 000 Menschen sind zwischen August 1961 und September 1989 von Ost- nach Westdeutschland geflohen, insgesamt verließen die DDR rund 3,5 Millionen Menschen. Heute schaut man oft auf die, die geblieben sind, oder erzählt spektakuläre Fluchtgeschichten in Kinofilmen – nicht aber, wie es Übersiedlern wie Manfred und Lutz heute geht.

Man könnte es sich nun einfach machen und sagen: „Verlierer“ und „Gewinner“ der Wende, also Menschen, die unterschiedlich gut im neuen kapitalistischen System klarkamen, gibt es nicht nur unter denen, die im Osten geblieben sind. Sondern auch unter denen, die gegangen sind.

Manfred hat oft über die Politik geschimpft. Lutz ist in die CSU eingetreten

Manfred wohnt in einer Hochhaussiedlung in Nürnberg, Lutz hat ein Einfamilienhaus gebaut. Manfred arbeitet, seit er nach Nürnberg kam, in derselben Position als Lkw-Fahrer, Lutz hat sich selbständig gemacht und handelt mit Wein, berät gerade eine Firma bei der Markteinführung von Anti-Corona-Folien etwa für Türklinken, ist immer auf der Suche nach neuen Möglichkeiten. Manfred hat über die Politik geschimpft, Lutz ist in die CSU eingetreten. Manfred hat eine Entgiftung hinter sich, weil er viel trank, Lutz läuft Marathon. Manfred mag seine Kleidung bequem, Lutz trägt oft dunkelblauen Anzug.

Doch so einfach ist es nicht.

Manfred und Lutz stehen an einem sonnigen Tag Mitte September in Dresden-Trachau, wo sie beide aufgewachsen sind: Manfred in einem Reihenhaus, Lutz fünf Gehminuten entfernt in „Klein-Marokko“, einer Siedlung von dreistöckigen Mehrfamilienhäusern.

Manfred war schon immer der Ruhige, der seine Gewohnheiten mochte, Lutz der Entertainer und Anstifter, dem schnell langweilig wurde. Jeden Morgen holte Manfred auf dem Schulweg Lutz ab. Er stand geduldig unten, klingelte aber nie. Abwarten, nicht unnötig auffallen. Heute kichern sie wie Schuljungen darüber, dass Lutz’ Mutter oft sagte: „Der arme Junge!“, weil Lutz nicht der Pünktlichste war und Manfred oft warten ließ.

Lutz wollte auffallen. Als Kind wischte er auf der Tafel vor dem Fischladen das „b“ von „Rotbarsch“, später machte er sich einen Spaß daraus, Dinge aus Einkaufswagen zu klauen, neue dazuzulegen oder zu rufen: „Liebe Kunden, wir öffnen Kasse drei!“, wenn es ihm in der Schlange zu lange dauerte.

Sie steigen ins Auto und fahren ihren Schulweg von damals nach, zur 40. Polytechnischen Oberschule, auf die sie von der ersten bis zur zehnten Klasse gingen. Während Manfred aus dem Autofenster schaut und Bäcker Werner an ihnen vorbeizieht, an dem die gleich lange Schlange ist wie früher, sagt er, er finde sich gar nicht mehr überall zurecht in seiner Heimatstadt. Läden hätten geschlossen, alte Häuser seien bunt angestrichen, neue seien gebaut worden. Lutz sagt: „Ach, so viel hat sich doch gar nicht verändert.“ Wer mehr Beständigkeit im Leben braucht, dem fallen auch Veränderungen mehr auf.

Auch die Schule sieht heute anders aus: Sie hat einen neuen Anbau und ein Rosenbeet vor dem Eingangstor. Auf den schmucken Altbau waren sie damals schon stolz: zum Glück keine DDR-Platte. Nachteil: nie hitzefrei wegen der dicken Mauern. Mit 14 kamen Lutz und Manfred hier in die gleiche Klasse, weil ein Teil der früheren Klassenkameraden auf die erweiterte Oberschule wechselte, um Abitur zu machen. „Aber wir nicht, wir haben’s grad so bis zur zehnten geschafft“, sagt Manfred. Er lernt Baumaschinist, fährt Bagger und Kran, später bringt er mit Lkws Kies zu Baustellen. Lutz wird Elektriker bei der Straßenbahn. Jahre später in Nürnberg orientiert er sich beruflich neu: Vom Aushilfsverkäufer im Getränkemarkt arbeitet er sich zum Verkaufsleiter in einer Weinagentur hoch, später macht er sich selbständig und vertreibt nun Wein an Supermarktketten. Veränderungen sind sein Antrieb. Für Manfred sind sie ein Übel. Er macht bis heute das, was er schon in Dresden gemacht hat, nur fährt er statt Kies nun Glas, Sperr- und Sondermüll und zählt die Tage bis zur Rente. 82 sind es noch.

Trotzdem ist Manfred der, der sich heute nach noch mehr Stabilität und Einfachheit sehnt. Er sagt, sein Cockpit im Lkw sei mittlerweile fast so kompliziert wie in einem Flugzeug. Ihn stört, dass Unternehmen ihre Fuhrparks durch Leiharbeiter und Leihfahrzeuge ersetzen, dass alles outgesourct und komplizierter wird. Er wünscht sich ein Deutschland wie unter Strauß und Kohl, mit D-Mark und weniger Globalisierung – also ein Deutschland für immer festgehalten in dem Moment, als er im Westen ankam und noch voller Hoffnung war. „Es war ruhiger, langsamer, einfacher.“

Vielleicht lehnt Manfred auch deswegen Veränderungen ab, weil er besser im überschaubaren System der DDR zurechtkam, in dem man bei vielen Entscheidungen an die Hand genommen wurde. Manfred mochte, dass die sozialen Kontakte in den Vereinen intensiver und geregelt waren, dass er nicht um seinen Job fürchten musste, Mieten bezahlbar waren, es nur eine Krankenkasse und keinen Entscheidungsdruck gab. Lutz sagt, seine einzig gute Erinnerung an die DDR seien Freunde und Familie – sonst eckte er oft an. Er glaubt, auf seinen besten Freund Manfred habe der beschränkte Kosmos der DDR eine „Schutzwirkung“ gehabt. „Eine DDR mit Reisefreiheit wäre vermutlich perfekt für den Manne gewesen“, sagt er. Vielleicht waren der große Umbruch und das Risiko, in ein anderes Land und anderes System zu gehen, aber auch einfach genug Veränderung für ein Leben. Fragt man Manfred, sagt er, er sei durch das Aufwachsen in einer Diktatur einfach skeptisch gegenüber vielem geworden.

Auch in der BRD ist Manfreds Vertrauen in den Staat mittlerweile gering, wie früher in der DDR. Nicht einmal seinen besten Freund wollte er wählen, als Lutz bei der Landtags- und Kommunalwahl 2018 und 2020 für die CSU antrat. Manfred sagt, er mache sein Kreuz jetzt bei der AfD. Er wolle die Partei zwar auf keinen Fall in der Regierung, aber einen Denkzettel für alle anderen, das wolle er schon.

Manfred Rachel lebt in Nürnberg ein Leben, wie er es bis auf einige wenige Freiheiten wie das Reisen auch in der DDR hätte leben können: Er blieb immer im gleichen Familienbetrieb, wollte nie Karriere machen, Beförderungen schlug er aus. Er ist noch heute mit seiner ersten Freundin zusammen, die er mit 16 mit all seinem Mut in der Freiluftdisco ansprach.

Lutz Quester fühlt sich wohl im Kapitalismus, für ihn war die Flucht aus der DDR ein befreiender Ausbruch. Er sagt Sätze wie diesen: „Man kann eben nicht beides haben, Freizügigkeit und totale Sicherheit.“ Doch dahinter steckt ein Mann, der sich auch mal Sorgen macht, wenn ihm einer der großen Kunden im Weingeschäft wegbricht, und der seit der zweiten Ehe alleine lebt. Als die zweite in die Brüche ging, verbrachte er fast jeden Abend bei Manfred, weil er nicht in seiner leeren Bude sitzen wollte. Bei Manne und seiner Frau Sabine fühlt er sich zu Hause, hier wird er aufgefangen.

Mittlerweile ist es Mittag, dritter Stopp in Dresden, auf der Fahrt essen sie Äpfel aus der Sechserpackung. Die Freunde steigen die Stufen hoch zum Eingang des früheren „Blutigen Rudi“, wie sie das Jugendklubhaus Rudi Arndt nannten, weil dort viel geprügelt wurde. Heute werden dort hinter der gelb gestrichenen Fassade im Theaterhaus Rudi „Aschenputtel“ und „Der standhafte Zinnsoldat“ aufgeführt.

Hier wird klar, dass früher Lutz derjenige war, der seine Skepsis gegenüber Fremdem offener gezeigt hat: Er sagt, anders als Manfred sei er oft in die Prügeleien verwickelt gewesen und habe Stress gehabt, auch mit Gastarbeitern. „Ich war neidisch auf sie.“ Mit ihren Reisepässen konnten die Algerier am Wochenende nach Westberlin fahren. In der Disco hätten sie „den großen Maxen gespielt“ und „Mädels weggeschnappt“.

Die BRD der 80er, von der sie damals am See immer geträumt haben, wünscht er sich zurück

Heute denkt Lutz anders. Am gemeinsamen globalen Handeln gehe kein Weg vorbei, seine frühere Haltung sieht er heute kritisch. Dazu gehört auch, mit Menschen klarzukommen, die einem fremd sind. „Wenn du dich da ausklinkst, gehst du selber auf ’ne Insel.“ „Da bin ich schon auf dem Weg“, murmelt Manfred, der sich am liebsten auf seinen Balkon vor der Welt zurückziehen würde, weit weg von den Problemen der Gegenwart.

Dabei war es früher gerade die Sehnsucht nach der Ferne, die Manfred in den Westen zog. Einer der Orte, wo sie gemeinsam vom Reisen und Weggehen geträumt haben, waren die Seen rund um das Barockschloss Moritzburg, zehn Kilometer nördlich von Trachau. Auf der Autofahrt dorthin zeigt Manfred aus dem Fenster. „Da hinten ist der erste See, dahin haben wir immer Radtouren gemacht, weißt du noch?“ Lutz nickt. Ins Wasser springen, Lagerfeuer, Karl May lesen, von Freiheit träumen.

Vielleicht wünscht sich Manfred auch deshalb die Achtziger zurück, weil das die BRD ist, die er damals so sehr idealisiert hat, als sie am Badesee lagen und sich wegträumten. Genauso wie die D-Mark, die so lange ein Sehnsuchtsgut für ihn war und die er sich zurückwünscht, als könnten ein paar Münzen die Zeit zurückdrehen.

Am deutlichsten wird der unterschiedliche Umgang der beiden Freunde mit ihrer Vergangenheit an dem Ort, an dem sich ihre Wege trennten: am ehemaligen Untersuchungsgefängnis der Stasi an der Bautzner Straße, heute eine Gedenkstätte. Hier saß Lutz ein, während Manfred sich schon in Nürnberg ein neues Leben aufbaute.

Eigentlich war Lutz der, der sich kritischer äußerte, der immer davon redete zu flüchten. Und dann war es 1984 der stille Manfred, der zuerst ging und Lutz überraschte. „Da hab ich mir gedacht: Scheiße, ich wollte eigentlich nicht der sein, der hier das Licht ausmacht“, sagt Lutz. Manfred hatte einen Ausreiseantrag gestellt, sechs Monate später bekam er einen Brief und hatte 24 Stunden Zeit, das Land zu verlassen. Ohne Befragung, ohne Haft, ohne besondere Schikane. Während Manfred und seine Frau mit ihrem kleinen Sohn ihre Papiere abgaben und nachts in einen Zug Richtung BRD stiegen, ließ sich Lutz kurze Zeit später festnehmen.

Für Manfred ist die Vergangenheit in der DDR erledigt. Für Lutz nicht

Mit einem Schild, auf dem er die Ausreise für seine Frau, seinen einjährigen Sohn und sich forderte, stellte er sich vor die ständige Vertretung der BRD in Ostberlin. Dass die Volkspolizei ihn verhaften würde, wusste er. Seine Hoffnung war, die Aufmerksamkeit der Vertreter der Bundesrepublik auf sich zu lenken und als politischer Häftling freigekauft zu werden. Wegen „Beeinträchtigung staatlicher Tätigkeit“ wird er zu einem Jahr und neun Monaten Haft verurteilt. Er sitzt in fünf verschiedenen Gefängnissen, zuerst bei der Stasi in Hohenschönhausen und Dresden, dann im Arbeitslager in Chemnitz, oder, wie die Häftlinge sagen, „Kalle-Malle“ statt Karl-Marx-Stadt. Nach einem Jahr geht sein Plan auf. Am 28. August 1985 wird er in die BRD entlassen. Eigentlich hätte er nach Norddeutschland verteilt werden sollen, aber Lutz will unbedingt zu Manfred, nach Nürnberg. „Sonst hätte ich ja gleich wieder zurückgehen können.“

Als die Freunde sich wiedersehen, wiegt Lutz 62 Kilo, zwölf weniger als vor der Haft. Manfred hat zugelegt, ihm geht es gut im Westen, die Vergangenheit in der DDR ist für ihn erledigt. „Aber für mich war sie das nie“, sagt Lutz. Er verarbeite das Jahr im Gefängnis bis heute, habe Albträume. Und will seine Erfahrungen weitergeben: Als Zeitzeuge gibt er Führungen in der Gedenkstätte Hohenschönhausen und hat den Verein Freundeskreis Deutsche Einheit e. V. gegründet, über den er Vorträge an Schulen hält.

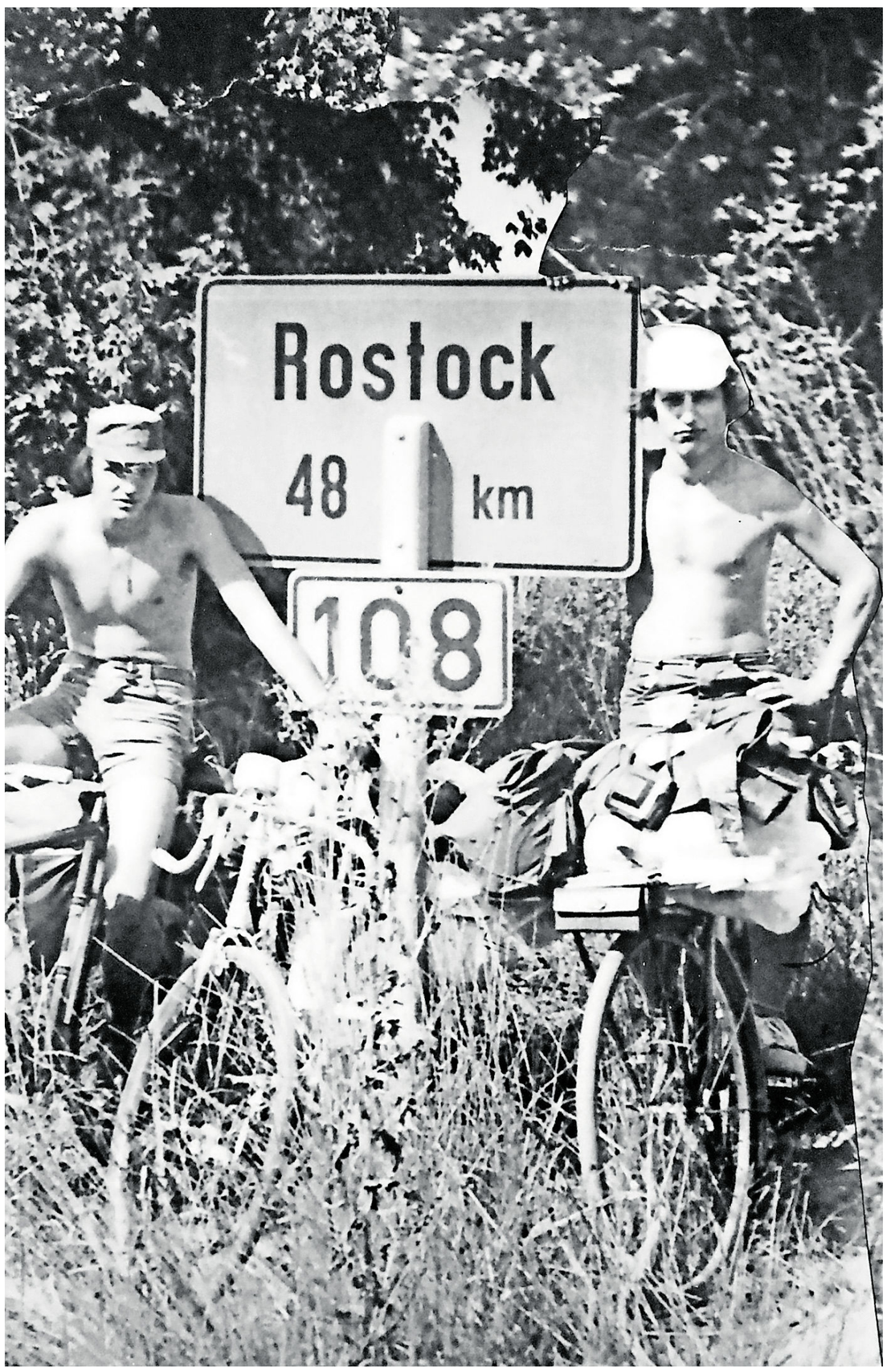
Jetzt also das Stasigefängnis an der Bautzner Straße. Manfred ist zum ersten Mal an diesem Ort, wo sein bester Freund inhaftiert war. Sie schauen sich die Zellen an und den grauen Lkw Modell W50, mit dem die Staatssicherheit ihre Gefangenen transportierte. „Lutz, wo genau saßt du ein?“, fragt Manfred. „Im Keller, in einer fensterlosen Zelle“, antwortet der. Das sei von allen Stationen, die er durchlebt habe, die brutalste gewesen: „Hohenschönhausen war ein Wellnesshotel gegen das Drecksloch hier.“ Manfred mustert das Gebäude, blickt auf den Boden, unter dem die Kellerzellen liegen müssen. „Das ist schon hart, wenn ich jetzt hier sehe, wo du warst.“

Vielleicht liegt es an diesem einen Jahr, dass die beiden Freunde, die mittlerweile schon mehr Zeit ihres Lebens in Nürnberg verbracht haben als in Dresden, so unterschiedlich auf ihre Vergangenheit und die heutige Bundesrepublik blicken.

Manfred sagt, vieles in Deutschland erinnere ihn gerade wieder an die DDR. Er fühlt sich eingeschränkt durch die Corona-Regeln: Wenn ihn auf den Gängen im Einkaufszentrum ein Ordner auffordert, eine Maske zu tragen, obwohl kein anderer Mensch in der Nähe sei, oder wenn er hört, dass die Polizei Zugriff auf die Kontaktlisten hat, in die er sich in Restaurants einträgt. „Das ist wie früher: Wir müssen alle machen, was der Staat sagt, obwohl wir anderer Meinung sind.“ Er will nicht an eine Zeit erinnert werden, die er die vergangenen Jahrzehnte hinter sich gelassen hat.

Lutz sagt, dass die Unterschiede zwischen den beiden Systemen trotzdem unvergleichbar groß seien und er sehr schätze, was er jetzt in Deutschland habe. Hier würde ihn niemand gleich einsperren, wenn er sich nicht an die Kontaktbeschränkungen halte. Das Gefühl von Freiheit im Denken, Tun und Reisen in Deutschland, das bei Manfred abgenommen hat, spürt Lutz noch genauso wie 1985.

Eine Gemeinsamkeit entdecken sie am Ende, als sie die Gedenkstätte verlassen und hinunter aufs Elbufer blicken, dann doch noch: Beide finden, dass man endlich aufhören solle, von den „neuen Bundesländern“ zu sprechen. „Wie soll man sich denn da jemals als ein Land fühlen?“, fragt Lutz. Manfred nickt.



Aufs Rad springen, Lagerfeuer machen, Karl May lesen, von Freiheit träumen – so verbrachten Manfred (unten l., oben r.) und Lutz ihre Jugend in Dresden. Seit Mitte der Achtzigerjahre leben beide in Nürnberg. Zum ersten Mal waren sie nun gemeinsam wieder in der alten Heimat.

FOTOS: ELISABETH KAGERMEIER, PRIVAT